

Kopie nach dem Original des H. H. ...

Es war an einem heißen Juni Abende des Jahres 1855. Ein heftiges Gewitter hatte sich über Paris entladen, und eiligen Schrittes suchten die Passanten über die Straßen, um so schnell wie möglich unter Dach und Fach zu kommen. Auch eine kleine, niedliche Brinette von etwa 20 Jahren suchte Schutz vor dem heftigen Sturm und trat in einen Thorweg, um hier eine Zuflucht zu finden. Allerdings konnte ihre Kleidung nicht allzu stark durch das schlechte Wetter leiden, denn sie war einfach und bescheiden, und bewies zur Genüge, daß ihre Trägerin den armen Klassen angehörte. Ein glattes Kleid aus schwarzem Merino umhüllte ihre schlanken Formen, während ein geschmackvoll gearbeiteter weißer Strohhut mit Wohlthun auf dem höchsten Kopfe stand.

Marthe's Dufeln war in der That eine kleine Arbeiterin aus einem Vorkriegsstand und eben auf dem Heimwege nach ihrer kleinen Wohnung begriffen. Es war gegen zehn Uhr Abends und die Straße fast menschenleer. Nur ein junger Mann kam eiligen Schrittes daher und suchte, obwohl er einen Schirm befand, in dem Thorweg, in welchem Marthe stand, eine Zuflucht. Kaum war er untergetreten, als ein erteller Pfeiffrahl die Straße erhellte und in denselben Augenblick ein glühender Schrei die Luft durchfuhr.

„Allmächtiger Gott,“ rief das junge Mädchen, „ich kann ja nichts mehr sehen, alles ist dunkel, der Blitz hat meine Augen getroffen, ich bin blind.“

Alle solcher Art, wenn sie sich verhaltenmäßig selten vorkommen, sind der medizinischen Wissenschaft durchaus nicht unbekannt; plötzlich, durch einen Pfeiffrahl hervorgerufene Blindheit ist zuweilen heilbar; erstreckt sich dieselbe jedoch auf die Vahnhaut des Sehnervs, so ist die Aussicht auf die Wiedererlangung des Augenlichts nur eine sehr schwache. Eine Nuth von Uränen folgte den Worten des jungen Mädchens, als sie daran dachte, daß sie nun nicht mehr im Stande sein würde, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; sie konnte ja nicht einmal ohne fremde Hilfe ihren Weg nach Hause finden.

Der junge Mann, welcher neben ihr in denselben Thorweg getreten war, war ein junger Buchhalter, Namens Bertrand Gamusard; er war ein echtes Pariser Kind und beschränkte als solcher hinter jeder, selbst der harmlosesten Aeußerung, eine Hinterlist oder einen Schwindel. Als das junge Mädchen daher ihr Schicksal beklagte, trat er näher und sah sie gerings an. Ihr Gesicht war nicht im geringsten entstellt, die großen, dunklen Augen glänzten wie vor dem, und eine leichte Röthe hob die Reinheit ihrer Gesichtszüge noch mehr hervor.

„Ist denn hier Niemand, der mir helfen könnte?“ fragte sie, ängstlich ihre Hand ausstreckend.

„Beruhigen Sie sich nicht, mein Fräulein,“ sagte Bertrand im milden Tone, „ich werde Sie gern nach Hause geleiten.“

„O, ich danke Ihnen, mein Herr!“ „Wo wohnen Sie, mein Fräulein?“ „Aue de Poissiniere No. 12.“ „Das ist ja dicht neben meinem Hause,“ sagte Bertrand leise zu sich, und schaute dann laut hinzu: „Der Regen hat aufgehört, wir können jetzt gehen, mein Fräulein; darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“

Während des Heimweges betrachtete der junge Mann drückend seinen schönen Schüßler; wenn sie Kommode spielte, so spielte sie ihre Rolle wenigstens ganz ausgezeichnet.

Auf seinen Arm gelehnt, erzählte sie ihm auf seine Fragen, daß sie eine Witwe wäre, erst vor kurzer Zeit nach Paris gekommen und in einem größeren Puffgeschäft Stellung gefunden hatte.

Ihr Begleiter schien ihre Worte kaum ernst zu nehmen, er machte ihr einige Komplimente über ihre feinen Hände und bewies durch sein Benehmen zur Genüge, daß er ihre Blindheit für Kommode hielt; ja, schließlich machte er ihr sogar den Vorschlag, ein Glas Bier trinken zu gehen.

Mit einem Ausruf der Befürchtung ließ das junge Mädchen seinen Arm los und blieb stehen.

„Ah, spielen Sie doch nicht die Strolche,“ versetzte er roh, „mir machen Sie doch nichts aus.“ Dabei versuchte er wieder ihren Arm zu ergreifen, doch Marthe ließ ihn entsetzt zurück und rief laut um Hilfe.

Auf ihr Geschrei machte sich ein anderer Mann, dachte Bertrand bei der Schulter und ließ ihn so heftig zurück, daß der Buchhalter es für das Gerathenste hielt, sich aus dem Staube zu machen.

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 11.

ein, denn seine tiefe, klangvolle Stimme sowie sein bößliches Benehmen hatten ihr Vertrauen erschüttert. Am nächsten Morgen kam Pierre mit einem Arzt, der sich dahin aussprach, daß die Heilung wohl möglich sei, aber im günstigsten Falle sehr langsam erfolgen könne.

„Gesteh und bezeug,“ rief Marthe diese Worte mit an; was sollte jetzt aus ihr werden, da sie nicht zu arbeiten im Stande war.

Pierre Corlier las diese Frage in ihrem Antlitz und erwiderte schnell: „Sorgen Sie nicht, liebes Fräulein, Ihr Prinzipal wird ein guter Mensch sein und Ihnen Ihren Gehalt so lange zahlen, bis Sie wieder sehen können. Sofort werde ich zu ihm gehen und die Sache in Ordnung bringen.“

Wenige Stunden später kehrte er zurück und berichtete, ihr Ghef habe sich sofort bereit erklärt, ihr ihre Stellung offen zu halten und die Kosten der Behandlung zu tragen. Regelmäßig brachte er ihr ihren Wochenlohn, und so war es ganz natürlich, daß er Marthe häufig besuchte. Auch sie war über diese Bekanntschaft ganz glücklich, denn außer Pierre hatte sie ja Niemand auf der Welt, dem sie ihr Herz ausschütten konnte.

Seine Besuche wurden nach und nach länger und häufiger, und die freundschaftliche Sympathie, die zuerst zwischen diesen beiden unglücklichen Menschen bestanden hatte, verwandelte sich allmählich in heiße aufrichtige Liebe; aber auch jetzt hatte er noch nicht gewagt, ihr seine Vermundung zu gestehen.

Drei Monate waren vergangen, noch immer war Marthe nicht geheilt; sie fing an, sich zu wundern, daß ihr Ghef ihr noch immer den Lohn zahlte, ohne sich ein einziges Mal nach ihrem Befinden zu erkundigen. Eine Abmüdung der Wahrheit dämmerte ihr auf, und eines Tages bot sie ihre Wirthin, nach dem Gehalt zu geben und sich zu erkundigen, wie die Sache eigentlich zutrammenhinae.

Als Pierre Corlier an diesem Abend ihr kleines Stübchen betrat, fand er sie in Thränen.

„Ich weiß Alles,“ rief sie ihm entgegen, „so wie edel und großmüthig haben Sie an mir gehandelt. Aber, bei Gott, Sie sollen nicht umsonst solche Schulden auf sich genommen haben; sobald ich mein Augenlicht wieder erlangt habe, werde ich meine Schuld abtragen.“

„Das können Sie sehr leicht, wenn Sie wollen,“ versetzte er in sanftem Tone.

„Wie kann ich das?“ „Indem Sie mich heirathen.“ „Das kann nicht Ihr Ernst sein!“ rief sie erkaunt.

Als er seine Worte aber wiederholte, begann sie zu weinen und gab schließlich zur Antwort: „Ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, aber ich bin sicher, daß es die Güte Ihres Herzens wiederherstellt. Ich will Ihr Weib werden, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und diese ist?“ „Doch wir uns nicht eher heirathen, als bis ich wieder sehend geworden bin.“

Diese Worte erfüllten Pierre mit großem Schmerz und fast wünschte er, sie möge blind bleiben, denn er vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, seine Karde sollte ihr Abscheu einflößen.

„O nein, nein,“ versetzte er in ernstem Tone, wir wollen sehr bald heirathen, möge noch länger warten?“

in's Zimmer trat, daß sie die Binde, die sie bisher getragen, abgelegt; doch glaubte er, als sie sich zu ihm neigte einen gewissen Schreck in ihren Gesichtszügen zu bemerken.

„Kann sie schon wirklich sehen?“ dachte er, vor Erregung tief erschauend. „Was ist Dir, mein Vieber?“ rief sie in lautem Ton. „Ah, Du wunderst Dich, daß ich keine Binde mehr trage; es ist nicht mehr nothig. Nun, Pierre, will ich Dich auch nicht länger barren lassen; wenn Du willst, können wir uns sofort trauen lassen.“

An seiner Freude glaubte Corlier, sie wäre wirklich lebend geworden, doch schon in dem nächsten Augenblick verlor er in diesen Gedanken wieder, wie konnte sie ihn denn so liebreich anlächeln, wenn sie kein Gesicht wirklich sah?

Vier Wochen später fand die Trauung statt. Als die Ceremonie beendet war, und man das Paar anforderte, ihre Namen in das Standesregister einzutragen, ergriß Pierre die Hand der Blinden, um sie zu dem Tische zu führen; Marthe aber wandte sich ab und nicht weiter in die Unannehmlichkeit zu verlegen, mit ihnen sich zu unterhalten.

„Mein Herr,“ brauchte der mit den verlebten Jagen auf. „Sie können nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben! Mein Name ist Graf Victor Dupuy, ich bin Secunde-Lieutenant in der Garde.“

„Kannst mich nicht blutwenig.“ „Das ist zu arg,“ schrie jetzt der Graf, welcher vor Jörn am ganzen Leibe zitterte, „wollen Sie, daß ich Sie vor den mitwissenden Herren beschimpfe?“

Jetzt erhob sich der Herr mit der blauen Brille, sah den Grafen näher an und antwortete ihm: „Ich heiße Herr'n Medaillen-Matkov, Herr'n von Vopovan — wenn Sie etwas wünschen, Graf — ich sehe zu Diensten.“

Tamit setzte er sich wieder nieder und rauchte weiter.

Graf Dupuy, ein echt holländisches Kind, wurde leidendhaft im Gesicht — er hatte vor sich den gefährlichen Nerven Vopovan, von dem man sich die schauerlichsten Geschichten erzählte, so war es auch dem Grafen nicht unbekannt, daß der Herr nur Hölle's-Tulle anmahm, und er bisher jeden Gegner durch einen wohlgezielten Schuß ins Herz niedergestreckt.

„Es ist gut,“ murmelte er tonlos gerührt in sechs Stunden sind wir in Paris, wir werden uns wiederfinden.“

Der Herr mit dem blauen Kopf, die übrige Gesellschaft war über diesen Ausgang ganz außer sich; langsam verzog sich einer nach dem andern, nicht ohne vorher einen Blick tiefen Bedauerns auf den holländischen Grafen zu werfen — sein Todesurtheil war ja besiegelt, das schien klar, daß wählte ein jeder einzelne.

Auch der Graf wollte nicht länger im feinen Wagen mit seinem gefährlichen Gegner bleiben; er nahm seinen Hut und verließ seinen Sitzes des Ehepaars, um in einem Abtheil erster Klasse an seinen kommenden Zweikampf zu denken.

Kaum hatte er sich auf der gepolsterten Bank niedergelassen, als die schöne Köstliche in Trauer vor ihm stand.

„Mein armer Freund,“ begann sie mit verklärter, weicher Stimme, die so lang, als wäre der Sprecherin das Weinen näher, „in welches Unglück haben Sie sich meinewegen gefürzt? Der Herr ist grauam, ich kenne ihn,“

„Ich habe die weißen den Lippen,“ er hat vor zwei Jahren den besten Freund meines seligen Vaters gemordet. Ah, ich verzage Ihnen zu sagen, mer ich bin, ... Sie sehen in mir die unglückliche Witwe des Baron Gaerensburg, des Vespers von Kasanorov, Krejanta und Kaluc.“

Er trat auf den blaubebrillten Räucher zu, grüßte ihn höflich und begann: „Mein Herr! Sie werden wohl endlich, daß Ihr Mauthen uns belästigt. Als ich früher wenigstens ein Fenster öffnen wollte, beschwerten Sie sich, Sie sahen im Zug, Sie mühten Ihre Gesundheit schonen, Sie bekamen Rheumatismus. Mit unferer Gesundheit aber und mit der einer Dame spielen Sie in der unverantwortlichsten Weise. Wollen Sie nun endlich Ihr Mauthen aufgeben, und auch gestatten, daß ich nun das Fenster öffne?“

„Der Herr mit der blauen Brille hob seinen großen dicken Kopf in die Höhe, betrachtete den Herrn mit den verlebten Jagen — und begann als Antwort sich eine neue Weise zu kopfen.“

„Mein Herr, Sie böhen mich, begann der Herr mit den verlebten Jagen, „ich forere Sie als Ehrenmann auf, nicht mehr zu rauchen.“

„Und ich löhe mich von ihnen nicht aufordern,“ antwortete der blaubebrillte sehr ruhig.

„Was heißt das?“ „Das heißt, daß ich Sie bitte, mich nicht weiter in die Unannehmlichkeit zu verlegen, mit ihnen mich zu unterhalten.“

„Mein Herr,“ brauchte der mit den verlebten Jagen auf. „Sie können nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben! Mein Name ist Graf Victor Dupuy, ich bin Secunde-Lieutenant in der Garde.“

„Kannst mich nicht blutwenig.“ „Das ist zu arg,“ schrie jetzt der Graf, welcher vor Jörn am ganzen Leibe zitterte, „wollen Sie, daß ich Sie vor den mitwissenden Herren beschimpfe?“

Jetzt erhob sich der Herr mit der blauen Brille, sah den Grafen näher an und antwortete ihm: „Ich heiße Herr'n Medaillen-Matkov, Herr'n von Vopovan — wenn Sie etwas wünschen, Graf — ich sehe zu Diensten.“

Tamit setzte er sich wieder nieder und rauchte weiter.

Graf Dupuy, ein echt holländisches Kind, wurde leidendhaft im Gesicht — er hatte vor sich den gefährlichen Nerven Vopovan, von dem man sich die schauerlichsten Geschichten erzählte, so war es auch dem Grafen nicht unbekannt, daß der Herr nur Hölle's-Tulle anmahm, und er bisher jeden Gegner durch einen wohlgezielten Schuß ins Herz niedergestreckt.

„Es ist gut,“ murmelte er tonlos gerührt in sechs Stunden sind wir in Paris, wir werden uns wiederfinden.“

Der Herr mit dem blauen Kopf, die übrige Gesellschaft war über diesen Ausgang ganz außer sich; langsam verzog sich einer nach dem andern, nicht ohne vorher einen Blick tiefen Bedauerns auf den holländischen Grafen zu werfen — sein Todesurtheil war ja besiegelt, das schien klar, daß wählte ein jeder einzelne.

Auch der Graf wollte nicht länger im feinen Wagen mit seinem gefährlichen Gegner bleiben; er nahm seinen Hut und verließ seinen Sitzes des Ehepaars, um in einem Abtheil erster Klasse an seinen kommenden Zweikampf zu denken.

Kaum hatte er sich auf der gepolsterten Bank niedergelassen, als die schöne Köstliche in Trauer vor ihm stand.

„Mein armer Freund,“ begann sie mit verklärter, weicher Stimme, die so lang, als wäre der Sprecherin das Weinen näher, „in welches Unglück haben Sie sich meinewegen gefürzt? Der Herr ist grauam, ich kenne ihn,“

ihn durchfuhr. „Was möglich? Ach, dann will ich tausend Tode erleiden.“

Die Baronin rang die Hände. „Baron! soll übrigens der Herr nicht einmal seinen Meffer finden?“

„Wie? Ich habe die weißen den Lippen,“ er hat vor zwei Jahren den besten Freund meines seligen Vaters gemordet. Ah, ich verzage Ihnen zu sagen, mer ich bin, ... Sie sehen in mir die unglückliche Witwe des Baron Gaerensburg, des Vespers von Kasanorov, Krejanta und Kaluc.“

„Der Herr mit der blauen Brille hob seinen großen dicken Kopf in die Höhe, betrachtete den Herrn mit den verlebten Jagen — und begann als Antwort sich eine neue Weise zu kopfen.“

„Mein Herr, Sie böhen mich, begann der Herr mit den verlebten Jagen, „ich forere Sie als Ehrenmann auf, nicht mehr zu rauchen.“

„Und ich löhe mich von ihnen nicht aufordern,“ antwortete der blaubebrillte sehr ruhig.

„Was heißt das?“ „Das heißt, daß ich Sie bitte, mich nicht weiter in die Unannehmlichkeit zu verlegen, mit ihnen mich zu unterhalten.“

„Mein Herr,“ brauchte der mit den verlebten Jagen auf. „Sie können nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben! Mein Name ist Graf Victor Dupuy, ich bin Secunde-Lieutenant in der Garde.“

„Kannst mich nicht blutwenig.“ „Das ist zu arg,“ schrie jetzt der Graf, welcher vor Jörn am ganzen Leibe zitterte, „wollen Sie, daß ich Sie vor den mitwissenden Herren beschimpfe?“

Jetzt erhob sich der Herr mit der blauen Brille, sah den Grafen näher an und antwortete ihm: „Ich heiße Herr'n Medaillen-Matkov, Herr'n von Vopovan — wenn Sie etwas wünschen, Graf — ich sehe zu Diensten.“

Tamit setzte er sich wieder nieder und rauchte weiter.

Graf Dupuy, ein echt holländisches Kind, wurde leidendhaft im Gesicht — er hatte vor sich den gefährlichen Nerven Vopovan, von dem man sich die schauerlichsten Geschichten erzählte, so war es auch dem Grafen nicht unbekannt, daß der Herr nur Hölle's-Tulle anmahm, und er bisher jeden Gegner durch einen wohlgezielten Schuß ins Herz niedergestreckt.

„Es ist gut,“ murmelte er tonlos gerührt in sechs Stunden sind wir in Paris, wir werden uns wiederfinden.“

Der Herr mit dem blauen Kopf, die übrige Gesellschaft war über diesen Ausgang ganz außer sich; langsam verzog sich einer nach dem andern, nicht ohne vorher einen Blick tiefen Bedauerns auf den holländischen Grafen zu werfen — sein Todesurtheil war ja besiegelt, das schien klar, daß wählte ein jeder einzelne.

einer im rechten Moment gegebenen schönen Antwort verbunden. Ein napoleonischer Veteran, V. erzählte immer mit großer Freude, wie er einst an der Parade Napoleons geschwehnten Hut aufhob und der Garde, nicht bemerkend, daß es ein Gemeiner von seiner Garde war, zerstreut sagte: „Ah danke, Kapitän!“

„In welchem Regiment, Sir?“ fragte lähli der Soldat. „In meiner Garde!“ lautete die Antwort des, seinen Aertum entdeckenden Kaisers. „Ah sehe, daß sie Entschlossenheit besitzen.“ Aus Marshall Suwarow's Leben erzählt man sich folgendes: Aus den Händen eines russischen Sergeanten empfing er einst eine wichtige Depesche. Sich erinnernd, daß der Mann auch an der Weichsel sich ausgezeichnet hatte, versuchte der Marshall gleichwohl, ihn durch spitzfindige Fragen zu verwirren. „Wie viele Rische giebt's in der See?“ herrichte der Soldaten an. „So viele, als noch nicht gefangen sind,“ war die schnelle Antwort. — „Wie weit ist es bis zum Monde?“ Zwei von Gen. Grellens berühmten Giltmarthen. — „Was würdest Du thun, wenn Deine Leute in der Schlacht Miene machten, zurückzuweichen?“ „Ich würde ihnen sagen, daß nicht hinter der feindlichen Batterie ein Wagen beladen mit vollen Waff-Tonnen steht; dann würden solche Lud im Sturm genommen sein.“ Auf allen Punkten geschlagen, fragte Suwarow schließlich: „Was ist der Unterchied zwischen Deinem Obersten und mir?“

„Mein Oberst kann nicht mit dem Vientenament machen, Grellens brauchen aber nur ein Wort zu verlieren.“ — „Nun, dann thue ich es jetzt, wissend, daß Du einen guten Offizier abgeben wirst,“ sagte der Marshall und bald hatte der Sergeant aus Offizierspatent. Die Ueberlieferungen der englischen Nothe haben ein ähnliches Vorkommniß aufbewahrt. Der Herzog von Clarence ging einst nach Portsmouth zur Flotteninspektion. Ein alter, verwetterter Vientenament war ihm attached, der beim Vientenament immer überprüngen worden war, weil er bei Hofe keine Freunde hatte. Als der Veteran vor dem Prinzen den Hut lüftete und seine lahle Platte zeigte, bemerkte dieser aufglaukt: „Ah, ich sehe. Sie haben Ihr Haar im Dienst nicht gekümmert.“ „Nein, königliche Arbeit, gewiß nicht. Es sind so viele junge Leute über meinen Kopf hin abwandert, daß ich mich immer wundern muß, überhaupt noch ein Haar auf demselben zu besitzen.“ Der Prinz lachte aus vollem Halse, machte aber einen Bemerk in seinem Notizbuche und wenige Tage später erhielt der wichtige Vientenamt das Patent als Capitän.

Wichtige Geistesgegenwart hat indessen nicht allein auf Beförderung erwirkt, sondern auch häufig aus gefährlichen Lagen befreit. Als Charles Veer Consul in Triest war, begleitete er einst seine Tochter nach England, ohne um Urlaub nachgedacht zu haben. In London angekommen, lud ihn Lord Votton zum Dinner ein. „Ah, sehr erfreut, daß Sie kommen,“ begrüßte er den Konsulisten, „Sie werden auch Ihren Ghef, den Minister des Auswärtigen, Lord Glarendon, bei mir sehen.“ Dies hörend, fuhr sich Veer plötzlich mit dem Taschentuch in die Nase: „Dieses ewige Nafenbluten!“ — „Es ist zum Berzweifeln!“ — „Ich muß mich zurückziehen!“ — „Tumit strebe er dem Ausgang zu, doch wurde eben Lord Glarendon gemeldet, der den Ausreißer in dem Moment entdeckte, als Lord Votton ihm selbstkräftig entgegenkam. „Ah, Mr. Veer,“ sagte Glarendon, „wünschte ich sein Wort von Ihrer Anwesenheit in England. Nicht einmal von Ihrem Urlaub habe ich etwas vernommen.“ „Nein, Minord,“ sammelte der Viteat, „ich hielt es für artiger, bei Exzer Vortheil verhandeln darum einzutommen.“

Von Vhadaray wird auch eine hübsche Geschichte erzählt. Er verheirathete im Hause der geistreichen Lady Wiburton, die manchmal aber eine böse Zunge hatte und rüchtdioslos über Andre loszog. Auch den großen Schriftsteller hatte sie eines Tages tödtlich gekränkt. In Folge dessen lebte er nicht nur alle Einladungen nach Wiburton-Hall ab, sondern auferste sich auch sehr unorthodox über dessen Gebieterin. Diese ließ sich nicht betrennen. Nach Ablauf mehrerer Monate, als sie richtig voranzschritt, Vhadaray's Wuth wurde angestobelt haben, schickte sie ihm wieder eine Einladung zum Dinner. Der Schriftler fandte die Karte zurück, aber mit einer eigenhändigen Federzeichnung auf der Rückseite. Sie stellt ihn zu Füßen der Lady dar. Sein Haar steht in Klammern, da sie fortwährend feurige Kohlen aus einem Becken auf sein Haupt sammelt. Dieser lebenswichtige Humor führte zu völliger Ausrottung und zu einer bis an's Ende ihrer Tage dauernden Freundschaft zwischen der idiosyncrasischen Lady und dem berühmten Schriftsteller.

Merkwürdige Logik. (Er ist der Zeitung lesend.) Der berühmte Gedächtnisforscher Lull ist heute in Folge einer Bluteröffnung, die er sich durch das Tragen scharfer Strümpfe zugezogen, gestorben. Du, Alie, das hat ich Dir, daß Du mir keine farbigen Strümpfe mehr laufft!“

Sie: „Ja, seit wann bist Du denn ein berühmter Gedächtnisforscher?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“

Schlagfertiger Wig

Nach dem Englischen von H. Schim.

Es giebt keinen Wig, der nicht mit Weisheit verbunden, sagt Zhalpeare, der magische und welche aller englischen Tücher. Aber der größte Theil der erforderlichen Weisheit besteht in der richtigen Vertheilung des Wigs. Man sollte eine lange Reihe von Werten aufstellen, die ihr Emporkommen im Leben

Merkwürdige Logik.

(Er ist der Zeitung lesend.) Der berühmte Gedächtnisforscher Lull ist heute in Folge einer Bluteröffnung, die er sich durch das Tragen scharfer Strümpfe zugezogen, gestorben. Du, Alie, das hat ich Dir, daß Du mir keine farbigen Strümpfe mehr laufft!“

Sie: „Ja, seit wann bist Du denn ein berühmter Gedächtnisforscher?“

Der Herr: „Zu Besen, warum hast Du denn die Haare so kurz geschneidert lassen?“